

Nun ist es wohl ein Ergebnis der Sprache, selbst unbemerkt zu bleiben in dem Maße, wie es ihr gelingt, etwas auszudrücken. Je nachdem, wie sehr ein Buch mich fesselt, sehe ich die Buchstaben auf der Seite nicht mehr, ich weiß nicht mehr, wann ich die Seite umgeblättert habe; durch all diese Zeichen, all diese Blätter hindurch meine und erreiche ich immer dasselbe Ereignis, dasselbe Abenteuer, bis ich sogar nicht mehr weiß, unter welchem Blickwinkel, in welcher Perspektive sie sich mir darbotten; genauso, wie es in der naiven Wahrnehmung ein Mensch ist mit einer menschlichen Statur, den ich da drüben sehe, und ich nicht sagen könnte, in welcher »erscheinenden Größe« ich ihn sehe, es sei denn, ich würde ein Auge schließen, mein Blickfeld aufteilen, die Tiefe auslöschen, das ganze Schauspiel auf eine einzige illusorische Ebene projizieren und jeden Ausschnitt mit irgendeinem naheliegenden Gegenstand wie etwa meinem Bleistift vergleichen, der ihm schließlich eine eigene Größe zuweist. Mit zwei offenen Augen ist der Vergleich unmöglich; mein Bleistift ist ein naher Gegenstand, Entferntes ist fern, zwischen ihnen gibt es keine gemeinsamen Maßstäbe; und selbst wenn mir der Vergleich für einen Gegenstand in der Landschaft gelingt, dann kann ich ihn auf alle Fälle nicht gleichzeitig auch für die anderen Gegenstände durchführen. Der Mensch dort drüben ist weder ein Zentimeter noch ein Meter fünfundsechzig groß, er ist ein Mensch-in-Entfernung, seine Größe ist dort wie ein Sinn, der ihn bewohnt, nicht wie ein beobachtbares Merkmal, und ich weiß nichts von angeblichen Zeichen, durch welche mein Auge sie mir anzeigen würde. Genauso ruht ein großes Buch, ein großartiges Theaterstück oder ein Gedicht in meiner Erinnerung als ein Ganzes. Indem ich mir die Lektüre oder die Vorstellung vergegenwärtige, kann ich mir diesen Augenblick, jenes Wort, jenen Umstand oder Wendepunkt der Handlung zwar leicht in Erinnerung rufen. Aber indem ich dies tue, präge ich eine Erinnerung, die einzig ist und dieser Einzelheiten nicht bedarf, um in ihrer Evidenz genauso singulär und unerschöpflich zu bleiben wie etwas Gesehenes. Jenes Gespräch, das mich getroffen hat und in welchem ich für einmal wirklich das Gefühl hatte, mit jemandem zu sprechen, ist mir unversehrt und als Ganzheit gegenwärtig, ich kann es morgen denen erzählen, die es interessiert; und wenn es mich wirklich begeistert hat wie ein Buch, so werde ich

nicht voneinander losgelöste Erinnerungsbruchstücke zusammenfügen müssen; ich halte es noch in Händen wie ein Ding, der Blick meines Gedächtnisses hüllt es ein und wird mir genügen, um mich im Ereignis wieder einzurichten, so daß alles, die Gesten des Gesprächspartners, sein Lächeln, sein Zögern, seine Worte wieder am richtigen Platz erscheinen. Wenn jemand – ob ein Autor oder ein Freund – es verstanden hat, sich auszudrücken, dann geraten die Zeichen sogleich in Vergessenheit, und zurück bleibt allein der Sinn; die Vollkommenheit der Sprache besteht offensichtlich darin, unbemerkt zu bleiben.

Aber gerade darin liegt die Stärke der Sprache: sie ist es, die uns zu dem hinführt, was sie bedeutet; sie verbirgt sich vor unseren Augen durch ihre eigene Tätigkeit; ihr Triumph ist es, sich selbst auszuschließen und uns über die Worte hinaus Zugang zu den Gedanken des Autors selbst zu verschaffen, so daß wir nachträglich glauben, wir hätten uns ohne Worte mit ihm unterhalten, von Geist zu Geist. Die einmal erkalteten Worte fallen zurück auf die Buchseite in ihrer Eigenschaft als einfache Zeichen, und gerade weil sie uns weit über sich selbst hinausgeführt haben, kommt es uns unglaublich vor, daß wir durch sie auf so viele Gedanken gekommen sind. Sie sind es aber, die uns beim Lesen angesprochen haben, als sie – von der Bewegung unseres Blickes und unseres Verlangens unterstützt, diese aber auch unterhaltend und unermüdlich antreibend – uns verwandelten in das Paar des Blinden und des Lahmen – als sie dank uns, und wir dank ihrer, eher lebendige Rede als Sprache waren und im gleichen Atemzug die Stimme und ihr Echo.

Nehmen wir an, es gibt zwei Sprachen: die nachträgliche Sprache, die schon erworben ist und vor dem Sinn, dessen Träger sie geworden ist, verschwindet, – und jene, die im Ausdrucksvollzug entsteht, die mich augenblicklich von den Zeichen zum Sinn gleiten läßt: – die gesprochene Sprache und die sprechende Sprache. Nachdem ich das Buch einmal gelesen habe, lebt es jenseits der Buchstaben und Seiten fort als ein einzigartiges und unwiderrufliches Individuum; von ihm aus finde ich die nötigen Einzelheiten wieder, und man kann sogar sagen, daß ich während der Lektüre jeden Satz, jeden Abschnitt der Erzählung, jeden Aufschub der Ereignisse immer vom Ganzen her verstanden habe, wie mir dieses vom jeweiligen Standort her erscheinen konnte, bis ich als Leser am Ende das Gefühl habe, das Buch Stück für Stück erschaffen zu haben, wie Sartre sagt.¹ So ist es aber nur im nachhinein. Denn schließlich hätte ich jenes mir

1 »Qu'est-ce que la littérature?«, *Les Temps modernes*, no 17, février 1947, p. 791. Wiederabgedruckt in *Situations II*, N.R.F., p. 94 (Deutsch von H. G. Brenner: *Was ist Literatur?*, Hamburg 1958, p. 28).

liebe Buch nicht selbst schreiben können. Und letztlich muß man es zuerst lesen; und Sartre noch sagt treffend, daß man durch die Lektüre »gefangen« werden kann wie etwas Feuer fängt.² Ich nähere das Streichholz, ich entzünde ein winziges Stück Papier, und dann erhält meine Geste von den Dingen eine anfeuernde Unterstützung, als ob der Kamin und das trockene Holz nur darauf warteten, um das Feuer endlich zu entfesseln, als ob das Streichholz nur eine jener magischen Beschwörungen gewesen wäre, ein Appell des Gleichen, auf welchen das Gleiche maßlos anspricht. Genauso beginne ich träge zu lesen, trage nur wenige Gedanken bei – und plötzlich wecken mich einige Worte auf, das Feuer greift um sich, meine Gedanken entflammen, nichts im Buch läßt mich mehr gleichgültig, das Feuer speist sich aus allem, was die Lektüre hineinwirft. Mit ein und denselben Gebärde nehme ich und gebe. Ich habe meine Sprachkenntnisse beigeuert; alles, was ich vom Sinn dieser Worte, dieser Formen, dieser Syntax schon wußte, habe ich miteingebracht. Ebenfalls beigeuert habe ich meine ganze Erfahrung von Anderen und von Ereignissen, alle Fragen, die sie in mir zurückgelassen hat, jene noch offenen, unerledigten Situationen und auch solche, deren gewöhnliche Lösungswege ich nur zu gut kenne. Aber das Buch würde mich nicht so sehr interessieren, spräche es nur über das, was ich schon kenne. Es hat sich all dessen bedient, was ich beigeuert habe, um mich darüber hinaus zu locken. Mit Hilfe dieser Zeichen, über die der Autor und ich uns einig sind, weil wir dieselbe Sprache sprechen, hat er mich glauben lassen, wir befänden uns auf dem schon gemeinsamen Boden erworbener und verfügbarer Bedeutungen. Er hat sich eingenistet in meiner Welt. Dann hat er auf unmerkliche Weise die Zeichen von ihrem gebräuchlichen Sinn abgebracht, und nun ziehen sie mich wie ein Wirbel in diesen anderen Sinn hinein, den ich antreffen werde. Schon bevor ich Stendhal lese, weiß ich, was ein Spitzbube ist, und ich kann verstehen, was er sagen will, wenn er schreibt, der Steuerbeamte Rossi sei ein Spitzbube. Sobald aber der Steuerbeamte Rossi zu leben anfängt, ist es nicht mehr er, der ein Spitzbube ist, sondern nun ist es der Spitzbube, der ein Steuerbeamter Rossi ist. Ich finde Zugang zu Stendhals Moral durch die Worte Jedermanns, derer er sich bedient, aber unter seinen Händen haben diese Worte eine geheime Verdrehung erfahren. In dem Maße, wie die Überscheidungen sich vervielfachen und je mehr Wegweiser sich abzeichnen zu diesem Gedankenort, den ich nie zuvor betreten habe oder ohne Stendhal vielleicht gar nie betreten hätte, und je deutlicher die Anlässe, bei denen Stendhal die Worte gebraucht, den neuen Sinn andeuten, den er

2 *Ibid.* p. 791, *Situations II*, p. 94 (dt.: p. 28).

ihnen verleiht, desto mehr nähere ich mich dem Gemeinten, bis ich schließlich seine Worte in derselben Intention lese, mit der er sie geschrieben hat. Man kann jemandes Stimme nicht imitieren, ohne auch etwas zu übernehmen von dessen Physiognomie und schließlich auch von seinem persönlichen Stil. So gelingt es der Stimme des Autors, seine Gedanken bei mir einzuführen. Gewöhnliche Worte, eigentlich schon bekannte Episoden – ein Duell, eine Eifersuchtszene – die mich vorerst in die Welt Aller zurückführen, fungieren dann plötzlich als Geheimboten aus Stendhals Welt und bringen es schließlich fertig, mich zwar nicht gerade in seinem empirischen Dasein, zumindest aber in jenem imaginären Ich einzurichten, mit dem er sich selbst fünfzig Jahre lang unterhielt, während er es in Werke umsetzte. In diesem Sinne nur kann der Leser oder der Autor mit Paulhan sagen: »Zumindest in jenem flüchtigen Augenblick war ich du.«³ Ich erfinde Stendhal, und während des Lesens bin ich Stendhal, aber nur deshalb, weil er es zuvor verstanden hat, mich bei ihm einzurichten. Die Königswürde des Lesers ist eine bloß imaginäre, weil er seine ganze Macht aus jener höllischen Maschine bezieht, aus dem Buch als einem Apparat zur Erschaffung von Bedeutungen. Die Beziehungen zwischen dem Leser und dem Buch gleichen jenen Liebschaften, wo zunächst einer von beiden dominiert, weil er stolzer oder ungestümmer war; aber bald stürzt all dies ein, und dann dominiert der verschwiegenere und weisere. Der Augenblick des Ausdrucks ist genau der, wo die Beziehung sich umkehrt, wo das Buch vom Leser Besitz ergreift. Die gesprochene Sprache, das ist jene, die der Leser mitbrachte, es ist die Menge der Bezüge zwischen etablierten Zeichen und verfügbaren Bedeutungen, ohne die er seine Lektüre erst gar nicht hätte anfangen können und die das Sprachsystem und das Insgesamt der Texte dieser Sprache konstituiert, so auch Stendhals Werk, das sich, wenn es einmal verstanden ist, dem Erbe der Kultur einverleiht. Die sprechende Sprache aber ist jene Aufforderung, die das Buch an den unvorbereiteten Leser richtet; es ist jener Vorgang, durch den sich eine gewisse Anordnung von Zeichen und schon verfügbaren Bedeutungen verändert und umformt, bis ein jedes schließlich eine neue Bedeutung aussondert und zuletzt im Denken des Lesers, als ein von nun an verfügbares Instrument, die Sprache von Stendhal etabliert. Ist diese Sprache einmal erworben, so kann ich leicht zur Illusion gelangen, ich hätte sie aus eigener Kraft verstanden: sie aber ist es, die mich umgestaltet und befähigt hat, sie zu verstehen. Nachträglich sieht es so aus, als ob sich tatsächlich alles ohne Sprache abgespielt hätte, und ich schmeichle mir nachträglich, Stendhal aus meinem

3 *Les Fleurs de Tarbes*, p.138.

eigenen Gedankensystem heraus zu verstehen; und so billige ich ihm geizig höchstens einen Teil dieses Systems zu, wie jene, die eine alte Schuld begleichen, indem sie beim Gläubiger eine Anleihe machen. Auf lange Sicht hin trifft dies vielleicht zu. Vielleicht werden wir einmal dank Stendhal über Stendhal hinausgehen; aber dann hat er aufgehört, uns anzusprechen, dann haben seine Werke ihre Ausdruckskraft für uns eingebüßt. Solange aber die Sprache wirklich funktioniert, ist sie für den Hörer oder den Leser nicht nur eine einfache Aufforderung, in ihm selbst schon bereitliegende Bedeutungen zu entdecken. Durch jene List passiert es, daß der Schriftsteller oder der Redner in uns diese gemeinsamen Bedeutungen anklingen läßt, ihnen dann fremde Töne entlockt, die sich zunächst falsch oder dissonant anhören, die uns aber letztlich so gut mit seinem System von Harmonien verbinden, daß wir es von da an für das unsrige halten. Zwischen ihm und uns gibt es dann nur noch reine Beziehungen von Geist zu Geist. Aber das Ganze hat angefangen durch die Komplizenschaft der lebendigen Rede mit ihrem Echo, oder – um einen kräftigen Ausdruck von Husserl zu gebrauchen, den er für die Wahrnehmung des Mitmenschen braucht: durch die »Paarung« der Sprache.

Die Lektüre ist eine Auseinandersetzung zwischen dem strahlenden und unantastbaren Leib meiner Rede und dem der Rede des Autors. Es trifft, wie wir eben bemerkten, zwar zu, daß sie uns zur bedeutungsverleihenden Intention des Anderen führt, über unsere eigenen Gedanken hinaus, genauso wie die Wahrnehmung uns zu den Sachen selbst hinführt, über eine bestimmte Perspektive hinaus, derer ich erst nachträglich gewahr werde. Aber eben dieses Vermögen, mich durch die Lektüre selbst zu überschreiten, verdanke ich der Tatsache, daß ich sprechendes Subjekt, sprachliches Gestikulieren bin, genauso wie meine Wahrnehmung nur möglich ist durch meinen Leib. Diesen Lichtfleck, der sich als zwei verschiedene Punkte auf meinen beiden Netzhautbildern abzeichnet, sehe ich als einen einzigen entfernten Flecken, weil ich einen Blick habe und einen tätigen Leib, die äußeren Nachrichten gegenüber jene Haltung einnehmen, die bewirkt, daß sich das Schauspiel organisiert, abstuft und ausbalanciert. Desgleichen gelange ich durch die zauberformelhaften Schriftzeichen hindurch direkt zum Sinn des Buches, weil ich in mir jenen seltsamen Ausdruckapparat eingestellt habe, der dazu fähig ist, nicht nur die Worte gemäß ihren überlieferten Bedeutungen zu interpretieren und die Technik des Buches nach vertrauten Mustern zu deuten, sondern zusätzlich sich selbst durch das Buch umformen und mit neuen Organen ausstatten zu lassen. Man wird sich keine Vorstellung von der Kraft der Sprache machen können, solange man nicht diese fungierende oder konstituierende Sprache berücksichtigt, die dann zu Vorschein kommt, wenn die

konstituierte Sprache, die schlagartig ihr Zentrum und ihr Gleichgewicht verliert, sich neu ordnet, um dem Leser – und selbst dem Autor – etwas zu zeigen, was er bisher weder denken noch sagen konnte. Die Sprache führt uns zu den Sachen selbst, genauso wie sie, bevor sie eine Bedeutung *hat*, selbst schon Bedeutung *ist*. Solange man ihr nur ihre sekundäre Funktion zubilligt, setzt man die primäre als gegeben voraus, man bindet sie an ein Bewußtsein von Wahrheit, dessen Träger sie in Wirklichkeit ist, und setzt damit letzten Endes eine Sprache vor die Sprache.

Wir werden an anderer Stelle versuchen, diesen Entwurf zu präzisieren und eine Theorie des Ausdrucks und der Wahrheit zu erarbeiten. Wir müssen die Erfahrung der lebendigen Rede erhellen oder rechtfertigen anhand der Bestände objektiven Wissens – der Psychologie, der Pathologie des Ausdrucks und der Linguistik. Auch müssen wir sie dann mit jenen Philosophien konfrontieren, die über sie hinweggehen und sie als Spielart reiner bedeutungsverleihender Akte behandeln, die durch die Reflexion restlos begriffen werden könnten. Unser gegenwärtiges Ziel ist aber ein anderes. Wir wollen für diese Nachforschungen vorerst nur einen Anfang finden, indem wir das Funktionieren der lebendigen Rede in der Literatur zu erhellen suchen; vollständigere Erklärungen sparen wir uns auf für ein anderes Werk. Da es nun aber ungewöhnlich ist, eine Untersuchung der lebendigen Rede mit ihrer vielleicht komplexesten Funktion zu beginnen, um von da aus zum Einfachsten zu gelangen, müssen wir unser Vorgehen rechtfertigen, indem wir vorweg schon sagen, daß das Phänomen des Ausdrucks, so wie es in der literarischen Redeweise auftaucht, keine Merkwürdigkeit und kein Phantasiegebilde der Introspektion am Rande der Philosophie oder der Sprachwissenschaft ist, daß das objektive Sprachstudium ihm genauso begegnet wie die literarische Erfahrung und daß diese beiden Zugangsweisen konzentrisch sind. Wie könnte es einen Trennungsschritt geben zwischen der Wissenschaft des Ausdrucks und der lebendigen Erfahrung des Ausdrucks, wenn diese ihr Objekt vollständig erfaßt und jene hellichtig genug ist? Die Wissenschaft ist keiner andern Welt geweiht als der unsrigen, sie spricht letztlich von denselben Dingen, die wir erleben. Sie konstruiert diese, indem sie reine und wohldefinierte Ideen kombiniert, die sie genauso definiert, wie Galilei das Gleiten eines Körpers auf einer schiefen Ebene ausgehend vom Ideal des absolut freien Falles konstruiert hat. Aber schließlich sind die Ideen immer dazu da, die Dunkelheit der Tatsachen erhellen, und die Theorie der Sprache muß sich somit einen Weg bahnen bis zur Erfahrung der sprechenden Subjekte. Die Vorstellung einer möglichen Sprache formt sich aus der und stützt sich auf die bestehende Sprache, die wir sprechen, die wir sind; und die Linguistik ist nichts anderes als eine methodische und vermittelte Weise, anhand von allen

anderen Sprachdaten diese lebendige Rede aufzuklären, die sich in uns artikuliert und an welche wir schließlich auch in unserer wissenschaftlichen Arbeit gebunden bleiben wie an eine Nabelschnur.

Man würde sich gerne von dieser Bindung lösen. Es wäre angenehm, endlich die wirre und irritierende Situation eines Wesens verlassen zu können, welches das *ist*, worüber es spricht, und Sprache und Gesellschaft so betrachten zu können, als wäre man in ihr nicht engagiert, etwa vom Standpunkt des Sirius oder vom göttlichen Verstande aus, der ohne Standort ist. Eine »Eidetik der Sprache«, eine »reine Grammatik«, wie Husserl sie am Anfang seiner Entwicklung entworfen hat – oder aber eine Logik, die von den Bedeutungen nur Formeigenschaften berücksichtigt, die ihre Transformationen rechtfertigen, dies sind zwei Weisen – die eine »platonistisch«, die andere nominalistisch –, ohne Worte über die Sprache zu sprechen oder zumindest in der Weise, daß die übernommene und neu definierte Bedeutung der verwendeten Zeichen niemals über das hinausgeht, was man in sie hineingelegt hat und in ihnen erwartet. Was solche Worte und Formen betrifft, die eine neue Zusammensetzung nicht zulassen, so haben diese per definitionem keinen Sinn für uns, und der Nicht-Sinn stellt keine Probleme, die Frage reduziert sich nämlich auf die Erwartung von Ja oder Nein, das sie gleichermaßen in eine Aussage auflöst. Man möchte also ein System von durchdachten Bedeutungen bilden, das die Bedeutungen der verschiedenen Sprachen in ihrem unumgänglichen Kernbestand wiedergibt und die Invariante bildet, dem die einzelnen Sprachen nur noch Verworrenes und Zufälliges hinzuzufügen hätten. Daran könnte man dann die Ausdruckskraft einer jeden Sprache sozusagen bemessen. Endlich würde dem Zeichen seine reine Anzeichenfunktion zurückerstattet ohne jegliche Beimischung von Bedeutung. Aber niemand träumt mehr davon, eine Erfindungslogik zu konstruieren, und sogar jene, die es für möglich halten, daß man die bestehenden Aussagen nachträglich, in einem ganz beliebigen Algorithmus ausdrückt, meinen dennoch nicht, diese reine Sprache erschöpfe die empirische Sprache und ihre Bedeutungen erschöpfen die Bedeutung solcher Aussagen. Denn wie könnte man sonst jenem Nicht-Sinn in den empirischen Sprachen Rechnung tragen, dem, was über die Algorithmusdefinitionen und jene der »reinen Grammatik« hinausgeht, da ja in diesem angeblichen Chaos die neuen Bezüge entdeckt werden, die es nötig und erst möglich machen, neue Symbole einzuführen.

Ist das Neue einmal integriert und die Ordnung vorläufig wiederhergestellt, so kann nicht davon die Rede sein, das System der Logik und der reinen Grammatik auf sich selbst beruhen zu lassen. Von nun an weiß man, daß es – immer kurz davor, etwas zu bedeuten – nichts bedeutet durch sich selbst, da alles, was es ausdrückt, einer tatsächlichen Sprache und einer